
GEORGES EVEN

**ONS JONGEN
A MEEDERCHER**

Die gestohlene Jugendzeit

— GEORGES EVEN —

ONS JONGEN A MEEDERCHER

Die gestohlene Jugendzeit

Georgette JACOBY

Name: Jacoby

Vorname: Georgette

Ehemann: George Sheehan

Geboren: 28.7.1922

Geburtsort: Luxemburg

Wohnort: Luxembourg-Bonnevoie

Vor Kriegsausbruch wohnte ich zusammen mit meinem Vater am Boulevard Joseph II bei der „Charly's Gare“. Meine Mutter war bereits verstorben, als ich vier Jahre alt war, und ich hatte eine Geschwister. Wir wohnten dort in einem schönen Herrenhaus, mit einem Kamin auf jedem Stockwerk.

Nach dem Überfall am 10. Mai 1940 haben die deutschen Truppen eine große Feldküche direkt neben unserem Haus, im hauptstädtischen Park, eingerichtet. Von Anfang an hatten die Nazis ein Auge auf die Häuser in unserer Straße geworfen, und so mussten im Laufe der ersten Kriegswochen fast alle Bewohner ihre Häuser räumen. Im Nachbarhaus Hellinks wurde z.B. ein Büro des Winterhilfswerkes eingerichtet. Auch unser Haus wurde schließlich von Nazis besetzt.

Mein Onkel, Aloyse Jacoby, war Offizier im Grad eines Majors der ehemaligen Luxemburgischen Freiwilligen Kompanie. Nach dem Überfall war er sogar für einige Tage verhaftet worden. Durch den weiteren Umstand, dass mein Vater als Gefängniswärter arbeitete, waren wir von Anfang an schlecht bei den Nazis beleumundet. Zuerst wollten sie uns in ein Haus einquartieren, das vormals Juden gehörte. Da diese Leute von den Nazis hinausgeworfen worden waren, wollte mein Vater nicht vom Leid der Opfer profitieren und lehnte deren Wohnung ab. Schließlich mussten wir eine schäbige Wohnung in einem Appartementhaus im Stadt-Grund beziehen.

Da ich mich im Laufe der folgenden Wochen immer wieder weigerte, dem „Bund Deutscher Mädels“ beizutreten, flog ich schließlich von der Schule. Da auch mein Vater seine Arbeitsstelle im Gefängnis verloren hatte, befanden wir uns nicht gerade in einer sorglosen Situation. Zu allem Überfluss wohnte

unter uns ein Deutscher, der ein überzeugter Nazi war. Über uns wohnte eine deutsche Frau, die jedoch nicht nazistisch angehaucht war und uns sogar im Haushalt half.

Im März 1942 erhielt ich eines Tages den Stellungsbefehl zum R.A.D. Natürlich kam ich dieser Aufforderung nicht nach, was zur Folge hatte, dass wir Besuch von den Deutschen erhielten. „Haben Sie eine Tochter namens Georgiene?“, wurde mein Vater barsch gefragt. „Was? Ich hatte in meinem Leben noch keine Tochter mit einem solchen Namen!“, war die erstaunte Antwort meines Vaters. Vorerst zogen sie daraufhin wieder ab, um ein paar Tage später erneut bei uns zu erscheinen, da ich mich nicht gemeldet hatte. Ich wurde nun von zwei deutschen Soldaten abgeholt und mein Vater durfte mich nicht mal bis zum Bahnhof begleiten. Nach einem kurzen Abschied vom geliebten Vater wurde ich auf dem ganzen Weg durch die Stadt, bis zum Bahnhof, von den Soldaten eskortiert. Ich musste in ihrer Mitte gehen und kam mir vor wie eine Schwerverbrecherin. Die Soldaten begleiteten mich sogar auf der Zugfahrt bis nach Köln, wo ich meinen R.A.D. antreten musste. Als wir dort eintrafen, erklärten sie mir den Weg Richtung Lager und ließen mich dann alleine am Bahnhof zurück. Hätte ich damals den Mut gehabt, den ich heute habe, dann hätte ich mich niemals zum Lager begeben, sondern wäre untergetaucht. Im Nachhinein muss ich jedoch sagen, dass dies womöglich schlimme Folgen für meinen Vater gehabt hätte.

So wartete ich nun auf den Anschlusszug nach Lindlar, wo sich das R.A.D.-Lager befand. Kurz nachdem ich den Zug bestiegen hatte, gab es den ersten Fliegeralarm. Alle Fahrgäste mussten den Zug sofort wieder verlassen und sich in einen nahen Luftschutzbunker begeben. Gott sei Dank fielen keine Bomben, und nach kurzer Zeit ging die Fahrt weiter. Gegen 1 Uhr in der Nacht traf ich schließlich im R.A.D.-Lager ein.

Ich meldete mich bei der Lagerführerin und wurde zuerst einmal angebrüllt, warum ich so spät eingetroffen sei. „Ich kann doch nichts dafür, dass es Fliegeralarm in Köln gab“, war meine Antwort. Ich erhielt nun eine Decke und sollte mich zu den Schlafräumen begeben. Da kein Licht im ganzen Gebäude brannte, stieß ich im Flur gegen einen kalten Gegenstand. Als ich diesen in der Dunkelheit abtastete, musste ich mit Schrecken feststellen, dass es sich hierbei um Fleisch handelte. Tags zuvor war ein Schwein geschlachtet worden, das an einer Leiter aufgehängt und in der Nacht in den Flur

geschoben worden war, offensichtlich damit keine Tiere an dem Fleisch knabbern konnten.



R.A.D.-Lager in Lindlar, wo Georgette Jacoby aus Luxemburg-Stadt zwangsverpflichtet wurde.

In den folgenden Wochen mussten wir vorwiegend auf den landwirtschaftlichen Gehöften rund ums Lager helfen. Noch sehr gut kann ich mich daran erinnern, als ich bei meinem ersten Bauern eintraf. Als ich in die Wohnstube trat, begrüßte ich die vier dort am Tisch sitzenden Männer mit „Bonjour“. Als sie das hörten, schauten sie mich verduzt an, um mich sofort zu fragen: « D’où viens-tu? ». Es sollte sich herausstellen, dass es sich bei diesen Männern um französische Kriegsgefangene handelte, die ebenfalls zur Landarbeit auf diesem Bauernhof eingeteilt worden waren. Wir waren im Vorfeld streng darauf aufmerksam gemacht worden, dass es verboten sei uns mit den Kriegsgefangenen zu unterhalten. Natürlich unterhielten wir uns sofort, da ich nicht gemerkt hatte, dass hinter der Tür eine kleine, alte Frau saß, die seelenruhig Kartoffeln schälte. Erst als diese Frau sich nach ein paar Minuten stillschweigend erhob, bemerkte ich sie. Sie ging hinaus und ich unterhielt mich weiter mit den Kriegsgefangenen. Es sollte jedoch keine 20 Minuten dauern, da traf meine Lagerführerin in ihrem kleinen Volkswagen auf dem Bauernhof ein und wies mich streng an, dass es verboten sei, sich mit Franzosen zu unterhalten, da diese ja Feinde seien. „Nein, warum?“, war meine naive Antwort. Ich

wurde sofort vom Gehöft abgezogen und einem anderen landwirtschaftlichen Betrieb zugeteilt.



Georgette Jacoby aus Luxemburg-Stadt während ihrer RAD-Zeit in Lindlar.

So bestand meine erste Arbeit bei einem Bauern im Melken der Kühe. Da ich aber nicht aus einer Bauernfamilie stammte, gelang es mir trotz intensiver Anstrengung nicht, auch nur einen Tropfen Milch aus dem Euter der Kuh zu pressen, zumal ich befürchtete, der Kuh Schmerzen zuzufügen. Schließlich musste ich den Schweinestall ausmisten und reinigen; was ich gerne tat.

Ich muss erwähnen, dass ich vorwiegend auf Landwirte traf, die ganz nett zu mir waren. So erlaubte mir eine Familie sogar, heimlich den „Engländer“ auf dem Dachboden zu lauschen. Der Bauer hielt während dieser Zeit unten Wache und ich musste ihm nachher berichten, wie die Kriegslage wirklich war. Auch er glaubte offensichtlich nicht mehr der deutschen Propaganda.

Im Lager gab es fünf Luxemburgerinnen und acht Frauen aus Lothringen. Ich erinnere mich noch an folgende Personen:

- 1) Annette Giver aus Luxemburg
- 2) Martha Giver aus Luxemburg
- 3) Lily Peschon aus Esch/alzette
- 4) Gilberte Nitschke aus Diekirch

Nach sechs Wochen stand dann unsere Vereidigung auf dem Programm. Jede musste an einen Tisch der Lagerführerin treten, auf dem ein Bild des Führers stand, und ihren Eid auf Hitler ablegen. Natürlich weigerte ich mich. Daraufhin ermahnte mich die Lagerführerin und sagte mir, dass ich nur noch tags darauf den Eid ablegen könnte. Als ich am folgenden Tag nicht zur Eidesleistung erschien, erhielt ich sechs Wochen Arrest. Da ich während dieser Zeit nicht meinem Vater schreiben konnte, übernahmen diese Aufgabe meine luxemburgischen Kolleginnen. Sie erklärten ihm, dass ich zur Zeit nicht schreiben konnte, da ich von einer Grippe befallen sei.

Nach sechs Monaten wurde ich aus dem R.A.D. entlassen und sollte sofort wieder in den K.H.D. nach Wittlich in eine Munitionsfabrik abkommandiert werden. Meinem Vater gelang es schließlich – zumal er ja alleine zu Hause war – mich vom K.H.D. zu entbinden. Nach ein paar Wochen wurde mir dann vom Arbeitsamt eine Stelle bei Siemens zugewiesen. Der Sitz der Firma befand sich zu dem Zeitpunkt in der Avenue de la Porte Neuve quer gegenüber dem heutigen Pescatore-Gebäude. Ich musste hier vorwiegend Büroarbeiten verrichten und war zuständig für das Versenden von Rechnungen an die Kunden. Als kurz vor Kriegsende nahe dem Firmensitz eine Flak-Stellung aufgebaut wurde, verbot mir mein Vater, weiterhin dort zu arbeiten, da er befürchtete, dass das Gebäude eventuell von den alliierten Bombern ins Visier genommen werden könnte.

Die Befreiung von Luxemburg-Stadt im September 1944 erlebte ich dann hautnah. An jenem Sonntag, dem 10. September 1944, hörte ich im Laufe des Morgens einen lauten Knall; um besser zu sehen, was draußen auf der Straße passiert war, stieg ich ins Dachgeschoss und schaute durch eine Luke auf das Geschehen auf dem Bockfelsen. Hier sah ich die ersten amerikanischen Soldaten, die nahe der Franziskanerkirche auf dem Fischmarkt in Richtung Kirchberg auf die flüchtenden deutschen Soldaten schossen. Kurz zuvor durchstöberten noch einige deutsche Soldaten die Häuser auf der Suche nach Fahrrädern, um so schnell wie möglich „heim zu Mutti“ zu gelangen. Aus diesem Grund hatte ich mein Fahrrad vorsichtshalber unter meinem Bett versteckt. Plötzlich erblickte mein Vater mich und schrie: „Zieh dich bloß schnell ins Haus zurück! Ich habe mich nicht den ganzen Krieg hindurch um dich gekümmert, damit du nun am Tag der Befreiung noch erschossen wirst!“

An jenem 10. September 1944 arbeitete ich mittags dann schon im Eingangsbereich des Frauengefängnisses im Grund (heute befindet sich dort das Naturmuseum). Da mein Vater auch wieder in seinem alten Beruf tätig worden war, konnte er mir diese Stelle vermitteln. Ich kann mich noch gut an eine Szene erinnern, als an jenem Nachmittag plötzlich ein ohrenbetäubendes Quietschen und Rattern vor dem Gefängnis zu hören war. Als ich nach draußen ging, sah ich eine Kolonne von amerikanischen Panzern, die aus Richtung Bahnhof heranrollten und nun in Richtung Fetschenhof fahren wollten. Offensichtlich hatten diese sich jedoch im Grund verfahren und fuhren nun alle in Richtung Gefängnis, was ja eine Sackgasse war. Nun mussten alle Panzer einzeln vor dem Gefängnis kehrtmachen. Welch ein Schauspiel! Zumal ich zum ersten Mal in meinem Leben einen amerikanischen Soldaten aus der Nähe betrachten konnte. Ein Yankee stieg plötzlich von seinem Panzer, kam schnurstracks auf mich zu, nahm mir meine Brille ab, steckte diese in meine Tasche und gab mir ein Kaugummi. Ich blieb wie versteinert stehen.

Zu dem Zeitpunkt befanden sich keine Gefangenen mehr im Gefängnis. Wir versuchten nun Essen zu organisieren, da bereits am ersten Tag viele Deutsche und „Lëtzebuurger Preisen“ eingeliefert wurden und das ehemalige deutsche Wachpersonal sämtliche Esswaren aus dem Gefängnis mitgenommen hatte.

Noch gut erinnere ich mich an den gelben Polizeiwagen, den wir spöttisch „Geschierkëscht“ nannten und mit dem die Polizisten täglich zur Arbeit kamen. Es handelte sich hierbei um ein Amphibienfahrzeug. Da ich anfangs beim Verlassen des Gebäudes oft von Familienangehörigen bzw. Personen, die mich nach den Insassinnen befragten, belästigt wurde und diese mir sogar mit Schlägen drohten, nahmen mich die Polizisten in ihrem Wagen mit nach Hause.

Oft kamen die Amerikaner ins Gefängnis um Verhöre durchzuführen. So brachten diese eines Tages vier russische Frauen, die offensichtlich der Prostitution in den Reihen der Amerikaner nachgegangen waren. Beim Durchsuchen dieser Frauen stellten wir fest, dass sie eine große Geldsumme in ihren Mänteln und Handschuhen versteckt hielten. Sie hatten dieses Geld sogar in den Mantelkragen eingenäht.

Da täglich neue Gefangene eingeliefert wurden – wobei es sich auch um viele Luxemburgerinnen handelte –, konnte ich mir keinen Hass gegen diese

Frauen leisten. Ich versuchte meine Arbeit so neutral wie nur möglich zu machen, denn schließlich war ich ja keine Richterin.

Natürlich gab es Zwischenfälle. So erinnere ich mich an eine Frau, die in Begleitung eines Kleinkindes war. Sie wollte eine Person im Gefängnis besuchen. In einer Hand hielt sie ein steinhartes, nicht mehr essbares Kommissbrot. Als ich ihr dieses Brot abnehmen wollte, flehte sie mich an, ihr das Brot nicht abzunehmen. Natürlich wurde ich nun hellhörig und untersuchte das Brot etwas genauer. Hierbei fiel eine Scheibe heraus, gefolgt von einem kleinen Revolver, der krachend auf meinem Schreibtisch aufschlug. Die Frau wurde kreideblass und wir hatten halt wieder ein Stück mehr in unserem „Fundbüro“.

Immer wieder versuchten die Gefangenen, über mich eine Nachricht an ihre Angehörigen zu übermitteln. So bot mir eine Inhaftierte einmal sogar Brillanten an, die sie in ihrem seidenen Halstuch ins Gefängnis geschmuggelt hatte, damit ich eine Nachricht überbringen sollte. Natürlich ließ ich mich nicht bestechen, denn mein Vater hätte mir den „zweiten Krieg“ angekündigt.

Zu der Zeit wurden fast jede Nacht Frauen eingeliefert, die der Prostitution im Bahnhofsviertel nachgegangen waren. Schon ein seltsames Schauspiel, wenn so eine „Puffdame“ mit ihren Mädchen eintraf! Mit der Zeit kannte ich sämtliche Damen aus diesem Gewerbe. Falls eine von ihnen von einem Ausgang nicht zurück ins Gefängnis gekommen war, musste ich die Polizisten auf der Suche nach der „Flüchtigen“ begleiten. Wir patrouillierten durch die einschlägigen Gasthäuser, wie z.B. „Broadway“, „Select“, „Apollo“, „Swing-Club“. Eine Dame trafen wir in ihrer Dachgeschosswohnung. Sie stand splinternackt im Zimmer, und einen amerikanischen Soldaten fanden wir im Schrank. Die Polizisten wollten die Frau anfangs sogar unbekleidet abführen, wogegen ich mich jedoch mit Erfolg wehrte.

Da fast immer dieselben Frauen verhaftet wurden, einige Tage einsaßen, um dann wieder freigelassen zu werden, kam es vor, dass diese mich auf der Straße erkannten und mich als „Gefängniswärterin“ anbrüllten, da ich sie ja bei der Polizei „verraten“ hatte. Mit der Zeit störten mich diese Zwischenfälle nicht mehr, zumal es nie zu handfesten Auseinandersetzungen kam.

Während der Ardennenoffensive beteten die gefangenen Frauen, dass die Deutschen sie wieder „befreien“ sollten. „Denn dann werdet ihr sehen! Dann werden wir uns an denjenigen rächen, die uns hierhergebracht haben!“ Ende

Dezember 1944 erhielten wir sogar Bezugsscheine, um Schuhe für die Gefangenen zu besorgen. Offensichtlich wurden Vorbereitungen getroffen – sollten die deutschen Truppen erneut die Hauptstadt besetzen –, dass wir mit den Gefangenen zu den Amerikanern flüchten sollten. Ich weiß heute noch nicht, wie wir das angestellt hätten. Und ich will mir nicht ausmalen, was mit uns geschehen wäre, wenn wir den Deutschen in die Hände gefallen wären. Mir wurde auch das Schießen mit einer Waffe beigebracht. Ich hätte im Falle eines deutschen Angriffes auf die Haftanstalt sicherlich davon Gebrauch gemacht. Bekanntlich drangen die deutschen Truppen nicht bis zur Hauptstadt vor, worüber wir alle sehr erleichtert waren.

Im Herbst 1945 wurde das Frauengefängnis nach Limpertsberg ins Kloster der Klarissinnen verlegt, da die Anstalt im Grund einfach zu klein geworden war.



Foto vom Eingang

So waren alleine im Männergefängnis, das sich ja ebenfalls im Grund befand, zu einem bestimmten Zeitpunkt über 3000 Personen inhaftiert. Viele von deren Ehefrauen, die ebenfalls nach Deutschland geflüchtet waren, wurden in Maien nahe Koblenz verhaftet. Von dort wurden sie dann wieder nach Luxemburg gebracht, da die Deutschen sich ja kaum um sie gekümmert hätten. So kamen diese Frauen in einer ersten Phase zu uns, wo sie vernommen und anschließend entweder inhaftiert oder freigelassen wurden. Viele Frauen trafen mit ihren Kindern bei uns ein. Viele dieser Kinder weinten, was mich sehr berührte. Da ich zu jener Zeit bereits meinen späteren Mann, einen amerikanischen Soldaten, kannte und dieser mir anfangs immer Zigaretten anbot, bat ich ihn mir stattdessen Süßigkeiten zu geben. Das hatte zur Folge, dass ich nun damit überhäuft wurde. Ich nahm sie mit ins Gefängnis, und

jedesmal, wenn Mütter mit ihren Kindern eingeliefert wurden, verteilte ich die Süßigkeiten an die Kleinen, was ihre Trauer etwas linderte.

Anfangs mussten die Gefangenen bei ihrer Einlieferung ins „neue“ Gefängnis auf Limpertsberg auf der Straße vor dem Haupteingang in Empfang genommen werden. Hierdurch bestand natürlich eine große Fluchtgefahr, weshalb beschlossen wurde einen Durchbruch in die Außenmauer zu schlagen, sodass der Lkw mit den Gefangenen in den Hof fahren konnte. Da bei der Ausführung dieser Arbeiten die Straße teilweise gesperrt werden musste und hierdurch der Verkehr mittels Verkehrsampeln geregelt wurde, stellte der ausführende Bauunternehmer eine rote Lampe auf. Von dieser Lampe, die genau vor der Eingangstür stand, angezogen, traten eines Abends mehrere „Yankees“ vor das Portal und wollten unbedingt hineinkommen. Sie hatten geglaubt, bei der Anstalt würde es sich um ein Rotlicht-Etablissement handeln. Außerdem entzifferten sie von „Prison des Femmes“ offensichtlich nur das letzte Wort ...

Meine Mutter besaß die italienische Staatsbürgerschaft, obwohl sie in Luxemburg geboren war. Ihre Schwester heiratete den Besitzer des Hotels „Italia“ in Luxemburg-Stadt. In diesem Hotel waren viele amerikanische Soldaten einquartiert worden. Da meine Tante mich bat ihr ein wenig im Hotel zu helfen, weilte ich regelmäßig hier.

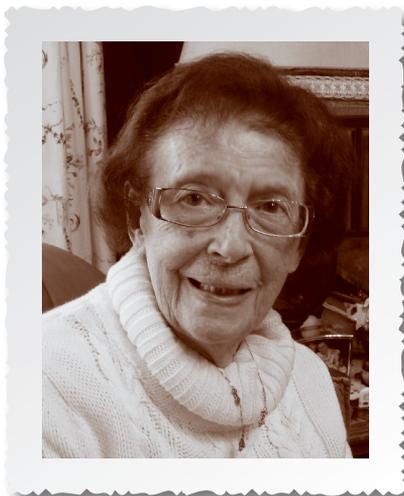
So kam es, dass ich meinen Mann, George Sheehan, hier kennenlernte. Er war Fahrer bei General Bradley und im „Hotel Italia“ einquartiert.

General Bradley übernachtete zu der Zeit im „Hotel Molitor“. Nach ein paar Wochen musste meine große Liebe dann mit seinem General nach Bad Wildungen nahe Wiesbaden ziehen, und später dann weiter zur „UNRA“ nach Paris. Als der General dann nach Amerika abkommandiert wurde, wollte er meinen Mann sowie mich ebenfalls mit über den großen Teich nehmen. Da ich



Sheehan George in Uniform

jedoch meinen Vater nicht im Stich lassen wollte, entschied ich mich hierzu-
bleiben, was mein Mann ebenfalls tat.



Jacoby Georgette

Nach drei Jahren Dienst im Frau-
engefängnis hatte ich alles miterlebt:
Selbstmordversuche, versuchte Kinderab-
treibungen, Liebeleien unter Frauen, Pro-
stitution, usw. In der Folgezeit kümmerte
ich mich dann um meine Familie.

Georgette Jacoby heiratete am 10.
September 1954 George Sheehan; aus
der Ehe ging eine Tochter hervor. Ihr
Ehemann arbeitete nach dem Krieg bei
DuPont de Nemours in Contern und
verstarb im Jahre 2001. Georgette Jacoby
lebt heute noch im Haus in Bonneweg,
das ihr Vater direkt nach dem Krieg er-
worben hatte.